

Rainulf A. Stelzmann

Was dürfen wir hoffen?

Mark Helprins „Winter's Tale“

Da von den modernen Kommunikationsmitteln Bücher wohl den geringsten Einfluß auf den Durchschnittsamerikaner ausüben, darf man nur mit Vorbehalten selbst vielgelesene Bestseller als Quelle und Spiegel des Lebensstils in den Vereinigten Staaten betrachten. Trotzdem scheinen die Bücher, die vor allem die akademische Jugend in den letzten drei Jahrzehnten zu ihren Lieblingsromanen erklärt hat, einen Einblick in das geistige Leben, die Ängste und Hoffnungen dieser Studenten zuzulassen.

In den sechziger Jahren war es Hermann Hesses „Siddharta“, in den siebziger Jahren Robert M. Pirsigs „Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten“, und in den letzten Jahren scheint sich Mark Helprins „Winter's Tale“¹ diesen Platz zu erobern. Während allen drei Büchern ein gewisser esoterischer Charakter gemeinsam ist, der die Helden in fremden Welten und Religionen ihr Heil suchen läßt, überraschen in Pirsigs Roman die eingehenden Auseinandersetzungen mit den Vorsokratikern, mit Plato, Aristoteles, Kant und sogar Max Weber². Helprins Buch, das fast zweimal so umfangreich ist wie seine Vorgänger, überhöht und vertieft diese beiden Züge. Das Esoterische wird zum an die Werke von E. T. A. Hoffmann und Chamisso erinnernden Phantastischen gesteigert, das Philosophische auf sozialkritische, ethische und metaphysische Erörterungen zugespitzt. Außerdem bemüht sich der Autor mit diesen Mitteln nicht nur wie das Zenbuch um das seelische Heil des Individuums, sondern um das Geschick und die Zukunft der ganzen Menschheit.

Die Welt als Märchen und Legende

Dieser Vorrang des Ganzen vor dem Einzelmenschen scheint schon daraus hervorzugehen, daß die Rolle des Protagonisten auf mehrere Individuen verteilt ist. Die Hauptrolle jedoch spielt Peter Lake, die phantastischste und rätselhafteste Gestalt des Romans. Mit oder ohne Absicht des Verfassers verbinden sich in ihm Züge biblischer und antiker Erlösungsvorstellungen, die an die Versuche Simone Weils erinnern, die Heilsgeschichte der Menschheit zu deuten³.

Von der amerikanischen Immigrationsbehörde wegen Schwindsucht abgewie-

sen, ermöglichen Peters Eltern ihrem neugeborenen Sohn den Eintritt in die Neue Welt, indem sie ihn in einem aus einem Schaukasten entwendeten Modell des Schiffs, auf dem sie in ihre Heimat zurückkehren, aussetzen. Wie sein Urbild heißt es „Stadt der Gerechtigkeit“. Es treibt in den Bereich der „Buchtleute“, eines primitiven, möglicherweise angelsächsischen Stammes, der das Marschland und die Inseln an der Jerseyküste bevölkert. Dort aufgewachsen, wird dieser neue Moses mit zwölf Jahren wieder in die Welt zurückgeschickt, aus der er gekommen zu sein scheint. In einem New Yorker Waisenhaus lernt er von dem genialen Theologen und Mechaniker Rev. Mootfowl dessen Handwerk und hilft dann ohne sein Wissen seinem geliebten Lehrer beim Selbstmord. Er wird mit seinen Kameraden Cecil Mature zum Mitglied der Diebesbande des berühmten Pearly Soames erpreßt, der er aber schließlich mit Hilfe eines im rechten Augenblick erscheinenden weißen Hengstes namens Athansor entkommt.

Die ihm entsprechende und zugleich entgegengesetzte weibliche Gestalt ist Beverly Penn, die Tochter des Zeitungsmillionärs Isaac Penn. Wie eine Märchenprinzessin oder Mystikerin lebt sie buchstäblich in höheren Sphären. Denn sie muß wegen ihrer Schwindsucht einen für sie hergestellten Aufbau auf dem Dach des väterlichen Hauses bewohnen, von dem aus sie die Sterne beobachtet und das schaut, was „andere Menschen Träume, Wünsche, Wunder nennen würden“ (97). Peter wird von ihr bei einem Einbruch in ihr Haus überrascht. Sie verlieben sich, heiraten und sind unzertrennlich bis zu Beverlys frühem, Peter „auf immer zerstörenden“ Tod im Frühling des darauffolgenden Jahres, dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (188).

Beverly konnte wie durch einen Zauber die von Pearly Soames und seiner Bande verkörperte Macht des Bösen in „einen in der Zeit festgehaltenen Zustand“ bannen (188). Nach ihrem Tode verwandelt sich New York wieder in „Hakeldama“ (178), einen Blutacker, vielleicht im Sinn beider Bibelstellen (Mt 27, 6f., Apg 1, 19). Einmal ist es das den rechtlichen Besitzern um einen betrügerisch geringen Preis abgekaufte Land, auf dem New York erbaut wurde, das zum Friedhof einer Unzahl seiner recht- und namenlosen Bewohner wurde; zum anderen ist es das von Judas für sich selbst gekaufte Grundstück, das durch Verrat, Verbrechen und Gewalt entehrt ist. Auf diesem blutigen Feld verteidigt sich Peter mit Hilfe des edlen Schimmels Athansor gegen den Angriff Pearlys. Viele der Verbrecher werden von dem Wunderpferd erschlagen. Doch kann sich Peter am Ende nur durch die Flucht in eine andere Welt retten. Nach immer höheren Sprüngen erheben sich Roß und Reiter schließlich im Flug über die Stadt, die nun aus der Ferne nicht mehr als ein grausiges Schlachtfeld erscheint, sondern als ein „trotz aller Härte liebevoller Ort, ... ein Obdach gegen das Absolute und Herrenhafte“. Peter durchbricht die Wolken und steigt höher, bis er von „Ehrfurcht überwältigt“ das sieht, „was Beverly beschrieben hatte“ (199). Da er fühlt, daß weitere Visionen ihn töten würden, wirft er sich vom Pferd und versinkt in der Stadt und um sie herum immer

wieder erscheinenden numinosen Wolkenwand, die Raum, Zeit und Ereignisse auf unerklärliche Weise umformt und erhöht.

Erst hundert Jahre später, im Jahr vor der von vielen seit langem erwarteten oder gefürchteten Jahrtausendwende, taucht er wieder auf. Von dem Fährboot zwischen Manhattan und Staten Island wird er aus dem Meer gefischt, weiß aber nicht, woher er kommt und wer er ist. Der erste Schimmer der Selbsterkenntnis leuchtet auf, als er den Maschinen im Keller des Verlagsgebäudes der nun von Harry Penn, dem Sohn Isaacs, herausgegebenen Zeitung „Die Sonne“ zusieht. Peter erinnert sich daran, daß er sie reparieren und warten kann. Er „steigt in [sein wiedergefundenes] Paradies hinab“ und zeigt als ein moderner Prometheus den Schlossern und Maschinisten, wie die alten Maschinen zu neuem Leben zu erwecken sind (426–429).

Noch tiefer dringt er in die Erde, als ihn geheimnisvolle Kräfte „so schnell wie ein Düsenflugzeug“ durch die Gräber der Stadt und aller Zeiten und Länder bewegen. Auf dieser Reise in die Unterwelt wird er, „der mechanische Maulwurf“, zum „treuen Beobachter“, aber auch zum „Sammler der Seelen“ und zum „guten Arbeiter“, der keinen der unzählbaren Toten übersieht oder vergißt (484).

Bei Peters Tod offenbaren sich weiter Züge eines modernen Prometheus-Christus, die diese tertullianische, von Simone Weil⁴ oft wiederholte Analogie erneuern und vertiefen: Von einem der Männer Pearlys in der Seite verwundet, wird Peter in der Ruine einer Kirche, die „Dom am Meer“ heißt (677), von Pearly selbst gestellt. Der Erzverbrecher verhöhnt Peter als einen Schwächling, der von einer Frau beschützt wurde, deren Liebe nun aber offenbar nachläßt, da sie es erlaubt, daß ihr Freund verwundet wird. Aber Peter zweifelt nicht: „Liebe strömt von Seele zu Seele“, erwidert er Pearly, „sie dauert auf ewig. Aber du kannst ja nichts davon wissen“ (679). Erst die infame Lüge des Bösen, daß Athansor von seiner Bande „abgeschlachtet“ worden ist, vernichtet Peters Glauben an den Sinn der Welt. Er läßt sein Schwert fallen und muß Pearly, der Glauben, Hoffnung und Liebe verhöhnt, schweigend zuhören. Doch die „schneeweißen Wolkenfedern“, die plötzlich „viele Meilen hoch“ am Himmel erscheinen, und „der immer lauter werdende rollende Donner“ (682) überzeugen Peter davon, daß Athansor noch lebt und in den Himmel galoppiert. Er kann darum ohne Furcht auf seine in früheren Kämpfen bewährten übernatürlichen Kräfte verzichten und im Vertrauen auf die Ewigkeit der Liebe den Tod aus Pearlys Hand annehmen.

Mit zunächst nur wenigen Berührungspunkten steht Peter eine andere Gruppe von Protagonisten gegenüber, deren Mittelpunkt Hardesty bildet. Wie Peter stammt auch Hardesty von einem Einwandererehepaar ab. Aber er kennt seine Eltern, vor allem seinen Vater, den berühmten „Astrophysiker“ und Multimillionär Vittorio Marratta (244). Das väterliche Testament stellt es Hardesty frei, zwischen materiellem Besitz und einem goldenen Präsentierteller zu wählen. Er überläßt seinem habgierigen Bruder den Reichtum und entscheidet sich für das

kostbare Familienstück, dessen italienische Inschriften dem Vater als erbauende und tröstende Leitsprüche galten. Der in der Mitte in weißem Gold eingelegte Spruch mahnt: „Denn was gibt es Schöneres für uns als den Anblick einer vollkommen gerechten Stadt, die sich einzig und allein an der Gerechtigkeit erfreut“ (254). Hardesty verläßt seine Heimatstadt San Francisco, um diesen Ort zu finden.

Zunächst glaubt er, daß eine europäische Stadt seine Erwartungen erfüllen wird. Auf dem Wege nach New York, wo er sich einschiffen will, bleibt der Zug in einem Schneesturm auf der Strecke stehen. Die guten Bauern der Landschaft um den geheimnisvollen Coheeriesee retten die erfrierenden Reisenden. Hardesty übernachtet bei der wortgewandten Mrs. Gamely, die sich die Inschriften des Tellers übersetzen läßt. Als er endlich in New York ankommt, sieht er einen Mord auf offener Straße, der ihn davon überzeugt, daß diese „im Häßlichen, Absurden, Ungeheuren, Scheußlichen und Unerträglichen allzu reiche Stadt“ nie „vollkommene Gerechtigkeit kennen“ wird und darum nie sein Ziel sein kann (291). Aber er muß zunächst dort bleiben, um Mrs. Gamelys Tochter Virginia persönlich einen Brief der Mutter zu übergeben. Er findet sie im Verlagsgebäude der „Sonne“, für die sie als Berichterstatteerin arbeitet. Wie Peter und Beverly verlieben sich Hardesty und Virginia auf den ersten Blick und heiraten noch im selben Winter.

New York scheint Hardesty nun festzuhalten. Als er seine Suche trotzdem wieder aufnimmt, wird er von der schon erwähnten Wolkenwand daran gehindert, die Stadt zu verlassen, und er kehrt nach kurzer Seefahrt, die er als einziger überlebt, zu seiner Frau zurück. Diese erscheint ihm jetzt als „eine Verkörperung der aufsteigenden Stadt“. Seine Liebe zu ihr erfüllt ihn mit neuer Hoffnung für das verdorbene New York. Darum bemüht er sich, ihrem an die Mahnungen Simone Weils⁵ anklingenden Rat zu folgen, sich auf seiner Suche nach der Gerechtigkeit nicht „zu verbrennen“, sondern auszuharren: „Wenn dein Glaube echt ist, dann erfüllst du deine Verantwortungen und Pflichten und wartest, bis du gefunden bist“ (338).

Das Paar hat ein Kind, Abby, das bei einem Familienmahl in einem Gartenrestaurant, auf unerklärbare Weise von ihm angezogen, in die Arme des am Gitter lehrenden allen unbekannten Peter Lake läuft. Dort schläft die Kleine friedlich ein. Als ihr Vater sie aus Peters Armen nimmt, wird auch er geheimnisvoll von „der Schattenwelt“ dieses Fremden berührt, als ob „sie einander nötig hätten“ (415).

Abby verfällt bald einer tödlichen Krankheit und stirbt trotz der verzweifelten Versuche ihres Vaters, den Himmel gleichsam zu zwingen, ein Wunder zu wirken. Auch Peter, auf den Hardesty seine letzte Hoffnung setzt, kann oder will sie nicht wiederbeleben. Als er jedoch später erfährt, daß das Kind begraben ist, befiehlt er den Eltern, es auszugraben. Auf der Fahrt von der Toteninsel zur Stadt erwacht Abby zur Freude und Verwunderung ihrer Verwandten und Freunde aus dem Todesschlaf, während „die weiße Wand“ im Hintergrund steht (684).

Was sollen wir tun?

In dieser phantastischen Welt versucht Helprin uns durch überlieferte philosophische Einsichten und aktuelle Sozialkritik zu ernüchtern. Wie ein die Lehren seines Meisters wörtlich nehmender Schüler Platos reist Hardesty von Ort zu Ort, um die gerechte Stadt zu finden. Die innerlich zu diesem Ziel führenden traditionellen Tugenden, die ihm sein Vater vorlebte, sind ihm anfangs schwer verständlich: „Ehrlichkeit“ kann erst dann „wie die Sonne aufsteigen“, wenn man „viel nur für sie verloren hat“. „Tapferkeit“ ist Hardestys Lieblingstugend. Sie erinnert ihn an den frühen Tod seiner Mutter und ist darum „mehr mit Tränen als mit irgend etwas anderem“ verbunden. „Opferwille“ konnte er „kaum verstehen“, wohl deshalb nicht, weil diese Tugend „ein (nun) toter Zug der Märtyrer“ war, so „selten wie diese selbst“. Aber am rätselhaftesten war dem jungen Mann die „Geduld“ (253 f.). Trotzdem macht er sich dadurch, daß er auf allen Reichtum verzichtet, auf den rechten Weg zu diesen Tugenden. Er folgt darin dem Beispiel seines Vaters, der, obwohl er sehr reich war, nie sein Herz an seine Schätze verloren hatte. Im Anklang an die Mahnungen Christi und der „Bhagavadgita“ (8, 12–13) lehrte er seinen Sohn, daß nur „kleine Männer ihr Leben damit zubringen, solche Dinge zu verfolgen“. Im Augenblick des Todes werden sie ihre Welt „wie Glas vor sich zerschmettern sehen“ (252 f.).

Da Reichtum und Reichsein den Menschen gefährden, wird das Problem der gerechten Verteilung der Güter mehrmals von Helprin aufgegriffen. Das eine Extrem bilden die bösen Multimillionäre, die von Marcel Apand, einem „wollüstigen, kerzenfarbigen, rattenäugigen Grundstücksmakler“, verkörpert werden (346). Marcel und seine Freunde betrachten die ganze Welt als ihre Domäne und alle Menschen als käufliche Objekte, die man beliebig manipulieren kann. Eine ihrer Belustigungen besteht darin, in einer gepanzerten Limousine durch die Armen- und Verbrecherviertel New Yorks zu fahren, um das Elend der dort hausenden Besitzlosen, Kranken, Krüppel, Irren, Dirnen, Mörder und Drogenhändler zu beobachten. Außerdem benutzt Marcel diese Ausflüge als Anschauungsunterricht für Idealisten, denen er zu beweisen versucht, „daß es kein Mysterium, keine Verklärung, keinen Gott gibt, die zu retten, die auf die Wellen geworfen sind“ (351).

Aber diese rücksichtslose Ausnutzung der Macht führt zu einer Absonderung der Reichen, die sie allmählich verblendet und schließlich die Wirklichkeit nicht mehr richtig erkennen läßt. Dieses beweist der Fall Craig Binkys, des Besitzers und Herausgebers des „Geistes“ (in beiden Bedeutungen des Wortes, doch wohl mit ironischer Betonung auf „Gespenst“), einer großen Zeitung, die der „Sonne“ Konkurrenz macht. In der Geschäftsstruktur seines Betriebs gibt es nur noch hochbezahlte Jasager, die selbst den sinnlosesten Forderungen Craigs zustimmen, dann aber auch ganz plötzlich ohne finanzielle Sicherung von ihm entlassen

werden. In den Schlagzeilen des Blatts und in den von Craig selbst verfaßten Texten zeigt sich das völlige Abgleiten in den Unsinn, der keiner Tatsache mehr gerecht werden kann: „Tote Vorführdame leitet Gerichtsverfahren gegen Rennpferd ein... ‚Der Geist‘, New Yorks beliebteste Zeitung, veröffentlicht und herausgegeben von Craig Binky, ist ‚Der Geist‘“ (406f.).

Auch die Berichterstatter dieser Welt sind dem Einfluß und den Versuchungen der Macht verfallen. Sie beanspruchen für sich das Recht, im Namen des Volkes, das sie informieren müssen, in die Privatsphäre eines jeden Individuums einzudringen. Doch berichten sie nicht die Wahrheit, sondern verfälschen sie durch „Auslese, ... Betonung, ... Kritik, ja selbst die Benutzung von Zitaten“. Aber die schlimmste Verkehrung ihrer Aufgabe besteht in der uneingestanden und selbstherrlichen Machtergreifung der Presse. Wie eine geheime Regierung innerhalb des rechtmäßigen Staats manipuliert sie durch ihre Berichte „ganze Bevölkerungen“ (456f.).

Noch mehr als das gedruckte Wort ist das Fernsehen zu einem wirklichkeitsfremden und entfremdenden Kommunikationsmittel geworden. Dieses „mächtigste Überredungsmittel, das je entwickelt wurde“, hat eine „elektronische Versklavung“ der Massen verursacht, die jeden Tag stundenlang „ohne Reaktion oder Widerstand“ in sich aufnehmen, was sie am Fernsehapparat sehen (394, 527). Man kann diesem Zustand nur dadurch entgehen, daß man seinen Apparat zerschlägt.

Dem die Menschheit gefährdenden Kapitalismus steht als anderes Extrem der Marxismus gegenüber, der verspricht, alles Elend aus der Welt zu schaffen. Er hat aber kaum einen Einfluß auf die Welt Helprins, sondern wird als ein „Haarball, den Cliques selbstherrlicher Intellektueller jahrzehntelang wiedergekaut haben... und der ihr Denken in Galle verwandelt hat“, abgelehnt. Ihr „Inneres ist zerrissen, weil sie die Welt beherrschen wollen und nicht einmal ihre Leserbriefe veröffentlichen können“. In den Vereinigten Staaten, werden wir belehrt, ist ihre Philosophie nicht „die religiöse Leidenschaft“ der Armen, sondern die „der Mittelklasse“ (495f.). Nur die Forderung des Kommunismus nach einer gerechten Verteilung der Güter müsse man ernst nehmen, aber mit dem Vorbehalt, daß es nie den Marxisten überlassen würde, diesen Ausgleich herbeizuführen. Denn sie hätten „kein Auge für Gnade und Anmut“ und würden dem Volk eine Tyrannei der schlimmsten Art aufzwingen, wenn es ihnen erlaubt würde, die Welt nach ihren „mechanischen Regeln“ zu regieren (559).

Gibt es zwischen diesen Polen ein mittleres Feld, auf dem die Menschheit ohne Not leben kann? In der Beschreibung der Arbeits- und Lohnstruktur der „Sonne“ scheint Helprin einen solchen Ort zu umreißen. Die Penns haben ihren Reichtum nicht wie die Binkys auf Kosten „völlig zerriebener“ Arbeiter erworben. Folgendes ist ihr System: Vom geringsten Küchenjungen bis zum Herausgeber und Besitzer selbst erhalten alle Angestellten „genau den gleichen Lohn und die gleichen Vorrechte“. Dieses Grundgehalt ist so gut, daß es vielen Arbeitern schon genügen

würde. Aber nach dem Vorbild der amerikanischen Walfängerschiffe des 19. Jahrhunderts wird jeder Angestellte darüber hinaus nach einem „gut ausgearbeiteten Plan“ am Gewinn der Firma beteiligt: Fünf „Aktien für jede Beförderung, eine für jedes Arbeitsjahr“ (392f.). Während der von Karl Marx kritisierte Mehrwert auf diese Weise gerecht verteilt wird, hält dieses System, so scheint Helprin zu hoffen, auch das Interesse der Arbeiter an ihrem Werk wach, da sie nicht wie Zahnräder in einer Maschine behandelt werden, sondern als Individuen, deren Leistungen ihnen selbst und allen anderen zugute kommen und so beim Aufbau der gerechten Stadt helfen.

Transzendenz und Wunder

Doch schon aus den Geschicken Peter Lakes und Hardestys geht hervor, daß sich die Menschen Helprins nicht mit einer ausschließlich materiellen Welt begnügen. Das unmittelbar bevorstehende dritte Jahrtausend erweckt Furcht vor der Vernichtung, aber auch neue religiöse Hoffnung auf „ein Versprechen endgültiger Güte, das sicher erfüllt“ wird (686). Von diesem Gesichtspunkt erhalten die Symbole und Ereignisse des Romans eine tiefere Bedeutung. Sie erscheinen als ein Versuch, unser Zeitalter eschatologisch zu deuten.

„Der Geist“, der die dunkle Seite dieser Periode verkörpert, protestiert heftig gegen die Beiträge Virginias in der „Sonne“, die sich mit „dem letzten Ziel, Symmetrie, Schönheit, Gott, dem Teufel, Gleichgewicht, Gerechtigkeit und Zeit“ befassen (397). Harry Penn, der nun fast hundertjährige Herausgeber, weiß, daß die mächtigsten Sprecher unserer Epoche, die alle Probleme durch „Vernunft“ lösen zu können glauben, die Abhandlungen Virginias als „religiösen Reaktionismus“ (398) ablehnen werden. Trotzdem fördert er ihre Veröffentlichung. Ähnlich wie Simone Weil, die eine besondere Logik der Transzendenz fordert⁶, besteht „Die Sonne“ als einzige Stimme darauf, daß nur dann, „wenn Vernunft und Offenbarung zusammenlaufen, ... ein großes Zeitalter“ die Menschheit erheben wird (397). Im zwanzigsten Jahrhundert, der Periode einer steril gewordenen Vernunft, sind „Sitten und Gebräuche so vernünftig und fortschrittlich geworden, daß Verbrecher und Dirnen“, die man früher als solche erkannte, „weder auf Einschränkungen noch auf Tadel stoßen... Unehrlichkeit und Korruption..., die Weigerung, Recht und Unrecht zu unterscheiden“ sind zu allgemeinen Erscheinungen geworden (394).

Auf der anderen Seite steht der Versuch, Gott mit den Mitteln der modernen Technik und Wissenschaft gleichsam zu zwingen, der Welt ein neues und diesmal endgültiges goldenes Zeitalter zu gewähren. Dieser Versuch wird von der wie Peter Lake aus der Zeit gehobenen und damit ins Überdimensionale gesteigerten Gruppe des Brückenbauers Jackson Mead unternommen. Jackson selbst war schon im

neunzehnten Jahrhundert wegen seiner Ingenieurkunst berühmt. Damals bewarb sich Rev. Mootfowl bei ihm um Arbeit für seine Jungen beim Bau einer Brücke über den East River nach Brooklyn und wurde wegen des Versagens Cecil Matures abgewiesen. Nun sind er und Cecil die engsten Mitarbeiter Jacksons. Der Brückenbau hat für den geistlichen Ingenieur Mootfowl eine tiefe theologische Bedeutung: „Die Kettenlinie, dieses wunderbare, anmutige Ding, diese Freude der Physik, dieses vollkommene Gleichgewicht zwischen Aufstand und Gehorsam, ist Gottes eigene Unterschrift auf Erden“ (69). In der Endzeit nun, als New York, das Symbol der säkularen Welt, in Chaos und Flammen unterzugehen droht, will Jackson eine Brücke aus Lichtstrahlen bauen, einen „ewigen Regenbogen“ (491), der Gott an sein Versprechen erinnert, die Menschheit zu verschonen. Von diesem Kunstwerk erhofft er „die ewige Seligkeit, den Himmel auf Erden, den Anblick des Angesichts Gottes, das goldene Zeitalter“ (656).

Aber der Versuch mißlingt. Der wunderbare Lichtbogen bricht in sich zusammen und hinterläßt nur eine „schmerzhaft... Erinnerung an seine Schönheit“ (677). Jackson hatte geglaubt, daß der rechte Zeitpunkt für das Gelingen dieser Brücke das Zusammenschmelzen von „Liebe und Kampf“ in der Glut der stärksten Leidenschaft sein würde: Wenn diese „Feuer eine Menschenseele zum höchsten Stand der Gnade treiben,... werden wir unsere Brücke (über den Abgrund) werfen“ (616). Es ist der Abgrund zwischen Gott und Geschöpf, der auch nach Simone Weil nur durch die Gnade überbrückt werden kann: „Das ist der Regenbogen“⁷. Aber die Zeit scheint dafür noch nicht reif zu sein und die Menschheit muß sich weiter im „Kampf von Gut und Böse in den wundervollen kleinen Siegen der Seele“ bewähren (656). „Weitere tausend oder zweitausend Jahre“, glaubt Mootfowl, wird diese Phase dauern. Doch unterscheidet sie sich wesentlich von der Vergangenheit, vor allem den letzten Jahrhunderten, in denen Chaos, Gewalt, Ungerechtigkeit und das weitverbreitete Elend den Zugang zum Übernatürlichen fast unmöglich machten. Es wird die Zeit eines neuen Glaubens sein, der durch überraschende Einsichten und Gesichte gestärkt wird.

So darf man vielleicht auch das Erscheinen des wunderbaren weißen Pferdes deuten, das eine so wichtige Rolle im Geschehen des Romans spielt. Es ist den primitiven Buchtmännern wohlbekannt und wird von ihnen im dritten ihrer zehn alle Lebensstadien begleitenden Gedichte besungen. Ist es somit die Verkörperung des von den alten Stämmen in Wessex mit weißen Steinen an den Hügelflanken abgebildeten Pferdes, das Gilbert Keith Chesterton erwähnt? Es mag dann dieselbe Bedeutung haben wie das ebenfalls von ihm genannte Pferd das hl. Georg oder Ariosts, das seinen Reiter in den Himmel hebt⁸. Mit Pegasus scheint es weniger gemeinsam zu haben, da das Verhältnis Peters zu Athansor am Ende grundverschieden ist von dem Bellerophons zu seinem Pferd.

Dafür ist eine andere Parallele fast unverkennbar. In der Offenbarung des Johannes erscheint an zwei Stellen, die überraschenderweise zu den wenigen

gehören, die Simone Weil aus diesem Buch zitiert⁹, ein „weißes Pferd“. Zunächst zeigt es sich bei der Öffnung des ersten Siegels (Offb 6, 2). Später dann sehen wir ein „weißes Pferd“ im „geöffneten Himmel“ mit einem Reiter, der „Treu und Wahrhaftig“ heißt und „mit Gerechtigkeit richtet und streitet“ (Offb 19, 11). Wie Peter Lake mit seiner Waffe die Verbrecherbande Pearlys in Schach hält, schlägt dieser Reiter mit „scharfem Schwert“ die Heiden (Offb 19, 15).

Doch, wie wir wissen, wird Peter nach der Überwindung einer letzten Glaubenskrisen vom Kämpfer zum Opfer. Sein Tod leitet eine neue Zeit des Glaubens ein, die wir vielleicht als eine letzte Phase der Gnade betrachten dürfen, bevor sich „neue Seen“ in den geheimnisvollen Wolken „vielleicht für immer“ über den „lebenden, noch nicht bekannten Städten“ der Zukunft öffnen werden und sie endgültig verwandeln, wie es die Buchtmänner glauben (179). Helprin überläßt es dem Leser, diese Frage „im eigenen Herzen zu beantworten“ (688).

Trotz dieser schönen Hoffnung bleiben wir in einer Welt des Leidens und des Todes, die wenig von dem „mächtigen Licht“ erwärmt wird, das, wie wir „vielleicht instinktiv wissen“, im „Jüngsten Gericht“ unsere „Geschichte... enden, entblößen und erleuchten“ wird (556). Das Elend unserer Welt, das Jackson Mead durch seine Baukunst für immer zu beseitigen hoffte, scheint auf ein „Ereignis... vor Tausenden von Jahren“ zurückzugehen, „wenn etwas Ungeheures, zerbrochen und mit Flammen verbränt durch die Luft stürzte... von einem Ort, so hell, daß damit verglichen die hellste Sonne so schwarz wie Pech“ ist (614). Das Böse, dessen Ursprung hier, an biblische Stellen erinnernd, angedeutet wird, ist die Ursache allen Elends und zerstört oft unseren Glauben und unsere Hoffnung. Erst ganz am Ende erkennt Peter Lake, daß es auch eine andere Funktion in dieser Welt hat. Seinem Bekannten Hardesty, der von der Allgegenwart der Verbrecherbande Pearlys beunruhigt ist, erklärt er: „Ich bin froh, daß es sie gibt; wenn sie mich jagen, treiben sie mich zu Leistungen an, die ich nicht für möglich hielt“ (619). Selbst in der vollkommenen Welt der „neuen Stadt“, die die Endzeit einleitet, hat das Böse seinen Platz. Ohne Pearly wäre alles nur „Milch und Rosen, was nicht genug ist, die Welt in Gold zu wandeln“ (687).

Aber diese Einsicht hinterläßt einen bitteren Bodensatz des Zweifels. Denn sie kann nicht erklären, warum sehr oft gerade die Unschuldigen an den schlimmen Folgen des Bösen leiden müssen und unsere Welt, die keinen gerechten Ausgleich zu kennen scheint, weit davon entfernt ist, eine „vollkommen gerechte Stadt“ zu sein. Obwohl sie aus verschiedenen Zeiten und Volksschichten stammen, werden Peter und Hardesty von dieser Frage in gleicher Weise beunruhigt. Sie begegnet ihnen in der Form des leidenden Kindes und des Todes. Peter sieht eine Verkörperung dieses Kindes, dessen Mutter „wahrscheinlich eine Prostituierte ist“ (570), bei seinem ersten Aufenthalt in New York in den Trümmern eines Armenviertels. „Drei- oder vierjährig..., mit der Hand im Mund,... lehnt es in einen schmutzigen schwarzen Kittel gekleidet... an der Wand (eines Flurs)... Der

scheußliche geschwollene Schädel schwingt in krampfartigen Bewegungen vorwärts und rückwärts. "Es ist der Inbegriff „der Sterblichkeit... des Leidens ohne Gnade oder Erlösung, des endgültigen und ewigen Verlusts". Um ihn lebensfähig zu erhalten, tröstet „die alles im Kreis drehende Wirklichkeit" den zwölfjährigen Peter zwar mit dem Gedanken, daß „selbst das Unerlösbare erlöst wird und daß es einen Ausgleich für alles geben muß" (61), aber die Erinnerung an das Kind verläßt ihn nie und verhängt ihm wie ein dunkler Vorhang das Verständnis von Gott und Welt. Als Erwachsener sieht er keinen „allgemeinen Ausgleich (mehr),... keinen größeren Zweck,... keine eindeutige Gerechtigkeit, die dem Leiden all der Kinder, die er leiden sah, oder des Kindes im Flur oder der Liebe, die im Tode endet", einen Sinn geben würden (125). Auch die Erklärung Isaac Penns, daß die Gerechtigkeit in unserer Welt ein über unseren Verstand hinausgehendes „Mysterium" ist, befriedigt ihn nicht. Denn er sieht seine geliebte Beverly dem Tode entgegensiechen, ohne je das „goldene Zeitalter", das ihr Vater für die Zukunft zu verheißen scheint, erreichen zu können (154f.).

Erst als er seiner sterbenden Frau in keiner Weise mehr beistehen kann, „nimmt er, einfach weil er sie liebt" und alles mit ihr teilen will, ihren Glauben an. Denn „wenn sie recht hätte", könnte man sich erklären, „warum die Welt machmal eine Bühne zu sein schien, hinter der eine eigenartige gütige, höhere und unbefangene Macht war". Im Licht der Ewigkeit, in dem „die Gründe für alles enthüllt werden und alles ausgeglichen wird", könnte man sich auch „über das Leiden der Unschuldigen Rechenschaft ablegen... (und) das starke Gefühl erklären, daß jede Handlung in der Welt letzte Folgen hatte und nie vergessen würde, als ob sie in ein großartiges Hauptbuch von unvorstellbarer Kompliziertheit eingetragen wäre". Immer noch ohne eigentlich „zu wissen warum", glaubt Peter auf diese Weise „Freiheit, Erinnerung, Verklärung und Gerechtigkeit erklären" zu können (178f.). Doch erst unmittelbar vor seinem gewaltsamen Tod hat er völlige Gewißheit über eine vollkommene *Coincidentia oppositorum* sogar schon in dieser Welt. Wie Simone Weil, der es in mystischer Entäußerung „genügt, Gott als das höchste und wirkliche Gut, ewig in sich ruhend" erkannt zu haben und die nicht auf ewigem Lohn oder ewiger Strafe besteht¹⁰, weiß Peter jetzt, daß „die Bilanzen genau stimmen. Die Welt ist ein vollkommener Ort, so vollkommen, daß selbst wenn es nichts Weiteres gibt, all dieses genug gewesen ist" (682).

Simone Weil löst damit die Frage Dostojewskijs nach dem Sinn einer Welt, in der unschuldige Kinder leiden müssen. Ihr genügt der Wille des Vaters, der durch das Leiden seines Sohnes auf der „Waage" des Kreuzes „das Gewicht der ganzen Welt aufgehoben hat"¹¹. Die sich hier offenbarende Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen scheint auch die letzte Einsicht und Botschaft des sterbenden Peter zu sein, dessen unvollendeter letzter Satz mit „Nur die Liebe..." beginnt (682).

Virginia und Hardesty jedoch werden vom Leiden und Sterben ihres eigenen Kindes überwältigt. In einem Alptraum erscheint Virginia das Prostituiertenkind,

das Peter gesehen hat, und sie sieht darin ein schlimmes Vorzeichen für Abby. Als diese trotz der liebenden Sorge der Mutter und der fast übermenschlichen Suche des Vaters nach einem rettenden Wunder stirbt, stehen die Eltern „ohne Glauben“ vor dem Grab des Kindes: „Die ganze Welt schien zu sterben“ (639). Ohne Zeichen und Wunder ist die Welt für sie eine Toteninsel, auf der es weder Sinn noch Hoffnung gibt. Erst die wunderbare Auferstehung Abbys erweckt sie zu einem neuen, unerschütterlichen Glauben. Hardesty weiß nun, daß „in den Augen Gottes alle Dinge verbunden sind, ... daß Gerechtigkeit tatsächlich als eine große Überraschung aus den Taten und Folgen längst vergessener Zeiten springt; und er weiß, daß die Liebe nicht durch die Zeit zerbrochen wird. Aber er wundert sich, wie sein Vater das ohne Beweis hatte wissen können, und wie er die Kraft hatte finden können zu glauben“ (684).

Die Liebe Gottes, die sich im Wunder der Auferstehung offenbart, überwältigt auch den alten Harry Penn, als er in Peter Lake den vor fast hundert Jahren verschollenen Mann seiner Schwester Beverly wiedererkennt: „Er sieht die Zeit und den Tod besiegt... (und) erkennt, daß alle, die wir lieben, nicht einfach auf immer verlorengehen“ (650). Wie Abby lebt er noch in die neue Erdenzeit hinein. Hardesty und Virginia jedoch werden nach einer ihnen wohl im Augenblick des Todes gewährten Vision eines zeitlosen „unendlich lichten und tiefen Alls... in vollem triumphierendem Glauben hochgetragen“ in eine „große Stadt, ... unendlich kompliziert, heilig und voll Leben“ (684 f.). Nach den Stürmen und der Kälte des dunklen Winters ihres irdischen Lebens werden sie „sanft im Herzen einer neuen Stadt, die ganz Frühling und Sonne ist, niedergesetzt“ (686).

Unsere Hoffnung

Ähnlich wie in Shakespeares Tragikomödie, der der Titel des Romans entlehnt ist, überbrückt das Übernatürliche die harte Wirklichkeit unserer Welt. Nicht ganz zu Unrecht bemängelt die Mehrzahl der Kritiker die „romantischen“ Übersteigerungen des Buchs. Andere, die auf die Bruchstellen in Helprins Metaphysik und Ethik hinweisen, werden ihm weniger gerecht. Der Autor scheint ihre Kritik vorausgesehen und vorweggenommen zu haben. Denn trotz des statistisch dokumentierten treuen Kirchenbesuchs des Durchschnittsamerikaners spielt Metaphysik und Theologie nur eine bescheidene Rolle im geistigen Leben der Vereinigten Staaten. Die Forderung nach absoluten Werten in Ethik und Religion stößt nach wie vor durch den Einfluß der Werke John Deweys und der Tradition des säkularen Humanismus auf großen Widerstand. Helprin deutet auf die Kurzsichtigkeit und die Grenzen dieser Denkweise. Wie Simone Weil verlangt er, daß wir uns dem Mysterium der Welt öffnen und geduldig auf Gott warten, der uns in seiner Liebe nicht enttäuschen und verlassen wird.

ANMERKUNGEN

¹ Nach der Taschenbuchausgabe von Simon & Schuster, Inc. (New York 1984) zitiert; Erstausgabe: New York: Harcourt Brace Jovanovich, 1983.

² W. Brugger, Max Weber und der American Way of Life, in dieser Zschr. 201 (1983) 779–784.

³ Nach den für einen mit zwei literarischen Preisen geehrten Verfasser ungewöhnlich spärlichen Angaben in den Nachschlagewerken und der kritischen Literatur und nach dem offenbar mit autobiographischen Zügen durchsetzten Erstlingsroman „Refiner's Fire“ (New York 1977) scheint Mark Helprin (geb. 1947) aus einer jüdisch-katholischen Ehe zu stammen. Dieser Roman und seine beiden Erzählungsbände (1975, 1980) betonen das jüdische Element, dessen orthodoxe Echtheit und Glaubwürdigkeit allerdings von wenigstens einer jüdischen Stimme ernstlich bestritten wird (Pearl K. Bell, New Jewish Voices, in: Commentary, 71, June 1981, 65). Die eigenartigen Parallelen zu Simone Weil mögen auf diesen Zwiespalt zurückgehen, obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß sich der hochgebildete Autor (M. A. Harvard University, 1972; Magdalen College, Oxford, 1976/77) mit ihrem Werk beschäftigt hat: In „Refiner's Fire“ erlebt die jüdische Mutter des Helden in einer von den Sowjets in einen Getreidespeicher verwandelten Kirche in der Ukraine, die nach dem Muster der Kathedrale in Chartres gebaut ist (!), eine mystische Ekstase, die an das Christuserlebnis Simone Weils nach der Teilnahme an der Osterliturgie in Solesmes erinnert. Es mag auch kein Zufall sein, daß die mystische Seherin Beverly in „Winter's Tale“ wie Simone an Schwindsucht stirbt.

⁴ La connaissance surnaturelle (Paris 1950) 55.

⁵ Attente de Dieu (Paris 1950) 192f.

⁶ La connaissance surnaturelle 136.

⁷ Weil, a. a. O. 49, 124.

⁸ The Everlasting Man (London 1947) 9, 16.

⁹ Weil, a. a. O. 128.

¹⁰ Ebd. 85.

¹¹ Cahiers III (Paris 1956) 32.